dtv

Reihe Hanser

Yves Grevet

NOX

Unten

Aus dem Französischen von
Stephanie Singh

Deutscher Taschenbuch Verlag

Für Françoise

Das gesamte lieferbare Programm der *Reihe Hanser*
und viele andere Informationen finden Sie unter
www.reihehanser.de

Deutsche Erstausgabe
2015 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© Syros, 2012
Titel der Originalausgabe: ›NOX. Ici-Bas‹
(Syros, Paris)
Alle Rechte der deutschen Ausgabe:
© 2015 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagillustration: Thomas Ehretsmann
Gesetzt aus der ITS Galliard Std 11/14·
Satz: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Druck und Bindung: Druckerei Kösel, Krugzell
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-65012-0

Es ist nach drei Uhr. Schreie zerreißen die nächtliche Stille. Es sind die Aasfresser, die unablässig brüllen und von der »großen Bedrohung« künden:

»Versteckt eure Leichen, ihr feigen Bürger! Sonst kommen sie zu den anderen, auf den Karren mit dem verwesenden Fleisch!«

Man hört, wie sich ein Gefährt mit quietschenden Rädern den Berg hochquält. Um die zehn Männer ziehen und schieben den Karren. Die Unberührbaren machen ihre Rundgänge. Mit großen Lanzen schlagen sie gegen die Türen und Fensterläden. Sie sammeln Tierkadaver ein, aber auch die Leichname jener Obdachlosen, die auf der Straße an Kälte oder Fieber gestorben sind. Während einer Epidemie drehen sie jede Nacht ihre Runden. Zum Schutz vor Insekten und Ausdünstungen tragen sie Jutesäcke auf den Köpfen. Auf die Säcke sind mit groben Strichen Gesichter gezeichnet, die böse Grimassen ziehen. Die Unberührbaren schwenken Fackeln in der Luft. Vor einigen Jahren habe ich mich einmal ans Fenster geschlichen und die Vorhänge beiseitegeschoben, um sie zu beobachten. Einer von ihnen musste mich entdeckt haben, denn er kam auf mich zu und schlug seinen Kopf fest gegen die Scheibe. Zum Glück hielt das Glas, aber der brutale Kerl war nur Millimeter von mir entfernt. Ich war wie versteinert.

Wenn sie an unserem Haus vorbeiziehen, folgt jedes Familienmitglied seinem eigenen Ritual. Mein Vater steht auf, überprüft, ob alle Ausgänge verschlossen sind, bleibt dann regungslos in der Mitte des Raums stehen und hält sich die Ohren zu, bis das Grauen vorüber ist. Meine Mutter faltet die Hände zum Gebet. Meine Schwester verkriecht sich unter der Decke und schmiegt sich an mich. Und ich selbst zwinge mich, ganz ruhig durch den geöffneten Mund zu atmen, denn mir bleibt vor Angst jedes Mal beinahe das Herz stehen. Als ich klein war, habe ich in diesen Momenten sogar in die Hose gemacht. Wer sind diese Männer? Sind es Menschen aus Fleisch und Blut?

Lucen

Ich habe mir angewöhnt, mit geschlossenen Augen zu schreiben. Es gibt hier nämlich nicht viel Strom und wir brauchen ihn zum Überleben. Zum Schreiben benutze ich ein flaches Lineal, das ich ziemlich weit oben auf der Seite anlege, wobei die seitlichen Kanten des Lineals mit dem Blatt abschließen. So gelingen mir mit dem Füller nahezu gerade Linien. Wenn ich ans Ende einer Zeile gelange, schiebe ich das Lineal ungefähr fünf Millimeter nach unten und ziehe die nächste Linie.

»Was schreibst du da schon wieder, Lucen?«, will meine Mutter wissen.

Weil ich konzentriert bin und nicht reagiere, hakt sie nach:

»Na?«

Ich gebe ihr mit einem Handzeichen zu verstehen, dass sie sich noch ein paar Sekunden gedulden muss, bevor ich ihre Frage beantworten kann. Silbe für Silbe lese ich vor:

»*Warum muss man die eigene gesellschaftliche Situation akzeptieren?* Das ist das Thema meiner heutigen Ethik-Hausaufgabe. Anders gesagt, warum muss man akzeptieren, arm zu sein?«

»So schlecht geht es uns gar nicht, Lucen. Wir gehören zum Durchschnitt. Lies vor, was du bislang geschrieben hast.«

»Ich habe noch nicht viel geschrieben, weil ich die Fragestellung idiotisch finde: *Warum muss man …?* Haben wir etwa die Wahl? Deshalb habe ich geschrieben: *Man muss die eigene Situation akzeptieren, weil man nichts anderes tun kann.* Das ist alles. Leider soll ich eine ganze Seite schreiben.«

Meine Mutter scheint tatsächlich nachzudenken. Sie murmelt etwas vor sich hin, dann sagt sie:

»Lucen, wenn du so etwas schreibst, bekommen wir Ärger. Du sollst hier darstellen, welche Vorteile es hat, ›sich mit seinem Platz in der Gesellschaft zufriedenzugeben‹ und dass es nicht wünschenswert ist, ›jemand anders werden zu wollen‹«. Du musst schreiben: *Erstens, weil keine Wahl zu haben bedeutet, dass man nicht die falsche Wahl treffen kann. Zweitens, weil es einfacher ist, den gleichen Beruf auszuüben wie die Eltern, denn man wächst damit auf, und die Eltern können einen ausbilden und einem helfen. Und drittens* – aber es gibt bestimmt noch andere Gründe –, *weil es in einer Welt, in der niemand nach dem Platz eines anderen trachtet, keine Konflikte gibt.* Gut so? Was hältst du davon? Arand, ich habe doch recht, oder nicht?«

»Du hast völlig recht«, stimmt mein Vater ihr zu. Ich habe gar nicht bemerkt, dass er hinzugekommen ist. »Genau das wollen die Lehrer hören, und das weißt du auch selbst, Lucen. Sie wollen einfach, dass du den Lehrstoff wiederholst. Versuch nicht, dich von den anderen abzuheben. Bleib innerhalb der Norm, dann wirst du keine Probleme bekommen.«

Ich sage nichts mehr. Ich weiß, dass sie recht haben, und werde schreiben, was meine Mutter mir aufgetragen hat. Das wusste ich natürlich von Anfang an, aber wie so

oft wollte ich eine Stellungnahme und Reaktion von ihnen. Ich finde, in meinem Alter darf ich erfahren, was sie wirklich denken. Und ich kann mich nicht damit zufriedengeben, dass ihr gesamtes Denken aus Parolen besteht, die sie seit ihrer Kindheit auswendig lernen mussten. Werde ich jemals eine echte Diskussion mit meinen Eltern führen?

Während ich schreibe, trete ich in die Pedale, um die Heizung und die kleine Küchenlampe am Laufen zu halten. Hier in der Unterstadt wird nur die Energie verbraucht, die wir zuvor mit eigener Muskelkraft erzeugt haben. Oben, bei den Reichen, geht das Licht auf Knopfdruck an und leuchtet beliebig lange. Das haben wir in der Berufsschule gelernt. Manche haben eben Glück.

Hier sind die Straßen auch tagsüber dunkel, denn die Unterstadt ist immer in einen schwarzen, dichten Nebel getaucht. Man nennt ihn Nox. Sobald wir laufen können, werden uns kleine Ketten unter die Schuhe geschnallt. Sie übertragen die beim Gehen erzeugte Energie an einen Dynamo, mit dem Licht generiert wird. Wenigstens gilt das für den Beleuchtungsmodus. Wenn man sich im Dunkeln auskennt, kann man sich auch im Energiespeichermodus bewegen und Reservebatterien aufladen, mit denen man zum Beispiel den Kühlschrank zu Hause betreiben kann. Weil wir unsere Beinmuskeln ständig benutzen, sind sie überdurchschnittlich entwickelt. Unter der Haut zeichnen sich dicke, unansehnliche lilafarbene Venen ab. Deshalb schämen sich hier alle für ihre Waden.

Heute Abend will mir meine Schwester ein Geheimnis anvertrauen. Wir teilen uns ein Bett, liegen aber in entgegengesetzter Richtung darin. Deshalb achten wir beson-

ders darauf, uns vor dem Schlafengehen gut die Füße zu waschen. Dazu benutzen meine Eltern und wir dasselbe Wasser in einer kleinen Wanne. Die Mädchen dürfen immer zuerst. Heute wartet Katine an meinem Kopfende darauf, dass ich in unser Bett klettere. Unsere Eltern schlafen ein paar Meter weiter. Weil unser Haus nur ein Zimmer hat, ist ihr Schlafbereich durch einen dicken Vorhang von unserem getrennt.

»Lucen«, flüstert meine Schwester. »Wie lange bist du schon in Firmie verliebt? Und sie in dich?«

»Seit jeher. Wobei sie am Anfang nur meine beste Freundin war. Das Verliebtsein kam ganz langsam.«

»Und keiner von euch beiden hat sich je zu jemand anderem hingezogen gefühlt?«

»Ich nicht. Und sie auch nicht, glaube ich.«

»Wenn ihr euch sicher seid, weshalb wartet ihr dann?«

»Was sollen diese Fragen, Katine? Glaubst du, eine kleine Schwester sollte sich in das Leben ihres großen Bruders einmischen?«

»Lucen, ich habe gehört, was unsere Eltern reden, und ich mache mir Sorgen.«

»Ruhe, Kinder«, grunzt mein Vater. »Es ist Schlafenszeit.«

»In Ordnung, Papa.« Folgsam legt sich meine Schwester ans andere Ende des Bettes.

Firmie küsst mich lange. Dann fasst sie mich an den Händen und bewegt die Füße mit den Laufketten auf der Stelle hin und her. Sie ist im Beleuchtungsmodus, weil sie mich gerne ansieht, wenn wir uns unterhalten. Ich mache es genauso. Weil die Ketten einen ziemlichen Lärm er-

zeugen, müssen wir deutlich sprechen, um einander zu verstehen.

»Meine Eltern haben noch mal mit mir über du-weißt-schon-was gesprochen«, sagt sie ernst.

»Und was hast du geantwortet?«

»Was soll ich denn sagen? Dass ich schreckliche Angst habe, wenn ich den traurigen, resignierten Blick und den erschöpften, schweren Körper meiner Mutter betrachte und mein zukünftiges Ich in ihr sehe?«

»Hör auf, dauernd von deiner Mutter zu reden. Du bist ganz anders.«

»Du kennst ihr Hochzeitsfoto nicht. Sie sah aus wie ich. Für euch Jungs hat das alles keine Bedeutung. Ihr verändert euch nicht. Aber wenn wir Kinder bekommen, wird alles anders, und darauf habe ich keine Lust. Meine Mutter war über fünfzehn Jahre lang immer wieder schwanger, und am Ende hat sie doch nur meine beiden Brüder und mich. Sie wollte mir nie erzählen, wie viele Babys kurz nach der Geburt in ihren Armen gestorben sind. Und jetzt soll ich das Gleiche durchmachen?«

»Wenn du willst, gehen wir am Sonntag ins Kino.«

Sie antwortet nicht. Ihre Füße stehen still, und ich nehme sie in die Arme. Leise weint sie im Dunkeln und flüstert mir ins Ohr:

»Es ist so hart, Lucen. Können wir beide nicht woanders hingehen?«

»Du weißt doch genau, dass das nicht geht. Selbst wenn es erlaubt wäre – es ist doch überall die gleiche Hölle, und hier sind wir immerhin zu Hause.«

Alle mögen Firmie, aber kein Mädchen will wie sie sein, und kein Junge will sie zur Frau haben. Sie ist ein-

fach zu anders, vielleicht zu direkt. Ohne zu zögern, sagt sie ihre Meinung, was sich für ein Mädchen hier nicht gehört. Firmie und ich kennen uns schon seit Kindertagen. Sie ist der einzige Mensch, den ich nie belogen habe. Unsere Liebe erschien uns immer als etwas Natürliches, ganz Selbstverständliches.

In nicht einmal drei Monaten werde ich siebzehn Jahre alt. Dann sollte ich verheiratet sein. Das ist hier Gesetz. Aber um sich ewige Treue schwören zu dürfen, müssen die beiden Kandidaten erst die Kompatibilitätsprüfung bestehen. Im Klartext heißt das: Die künftige Braut muss zum Zeitpunkt der Hochzeit schwanger sein. Hier bei uns ist das Leben so kurz, dass es Zeitverschwendung wäre, zwei Menschen zu verheiraten, die keine Nachkommen haben können. Um den »Verliebten« gemeinsame Zeit zu ermöglichen, verlassen die Eltern der Mädchen jeden Sonntag zwischen fünfzehn und siebzehn Uhr das Haus. Momentan will meine Freundin aber lieber mit mir ins Kino.

Ich spüre schon seit Jahren große Lust, wenn Firmie bei mir ist – vor allem wenn wir uns lange umarmen und küssen und seit sie mir erlaubt, die Hände unter ihre Kleidung zu schieben und ihre Haut zu streicheln. Mein Magen fühlt sich wie ein schmerzender Klumpen an, wenn wir uns trennen müssen, und manchmal bin ich wütend auf sie, weil sie mit ihrer Angst vor dem letzten Schritt alles so kompliziert macht. Hier im Viertel glauben viele, ich sei das Problem. Sie halten mich für einen Schwächling, der Angst vor seiner Zukünftigen hat und sich nicht durchsetzen kann. »Da sieht man, wer später in der Ehe die Hosen anhaben wird!«, sagen manche, oder »Er kommt

ganz nach seinem Vater.« Manche spekulieren sogar darüber, ob ich mich wirklich zu Mädchen hingezogen fühle.

Alles wäre viel einfacher, wenn ich eine andere Freundin hätte. Aber wenn meine Wut verfliegt und ich in Ruhe nachdenke, wird mir klar: Ich interessiere mich nur für Firmie. Und wenn ich ganz ehrlich bin, muss ich zugeben, dass auch mir die Ehe Angst macht, vor allem das Vatersein, das dazugehört. Firmie und ich müssen jedenfalls in den nächsten Wochen ernst machen, sonst werden meine Eltern mir ein anderes Mädchen aufzwingen. Meine Mutter sucht schon seit Monaten nach einem Grund, uns auseinanderzubringen. Firmies Zögern liefert ihr gute Argumente. Sie hat meine Freundin noch nie gemocht. Irgendwann verstand ich, dass es nicht an Firmies Persönlichkeit liegt, sondern an ihrem gesellschaftlichen Status: Sie wohnt fast hundert Meter unter uns. In unserer Stadt, die auf einem großen Hügel liegt, bestimmt die Höhe des Wohnorts den sozialen Rang.

Ich weiß, dass es Mädchen gibt, die keine Kinder haben wollen oder können. Sie verlassen die Stadt, aber ich weiß nicht, was aus ihnen wird. Ich jedenfalls will Firmie nicht verlieren.

Ludmilla

Martha sitzt aufrecht in einem weichen Sessel im Wohnzimmer und nippt an einer Tasse Tee. Heute wirkt sie auf mich besorgt, denn ihr Lächeln ist nicht so natürlich wie

sonst. Meinen Geschichten aus der Schule schenkt sie nicht die übliche Aufmerksamkeit.

Ich sehe sie eine Weile schweigend an. Sie senkt den Kopf und legt die Hand an den Mund. Es scheint, als müsse sie husten. Ich kenne mein Kindermädchen in- und auswendig. Es ist ein Zeichen ihrer Krankheit. Außerdem versucht sie, etwas vor mir zu verbergen. Noch bevor der Husten sie schüttelt, frage ich:

»Mein Vater hat angerufen, stimmt's?«

Sie tut, als habe sie nichts gehört, aber ich lasse sie nicht aus den Augen. Sie leistet noch ein wenig Widerstand, doch schließlich antwortet sie mit schwacher Stimme:

»Ja, Ludmilla. Er kommt heute Abend extra um zweiundzwanzig Uhr, um mit mir zu reden. Er hat mich gebeten, Ihnen nichts davon zu erzählen.«

»Und das beunruhigt Sie. Hat er den Grund seines Besuchs nicht genannt?«

»Nein. Und als ich ihn gefragt habe, sagte er nur barsch: ›Eines Tages musste es ja dazu kommen, Martha!‹ Ich wagte nicht zu antworten, aber ich weiß wirklich nicht, was er mir vorzuwerfen hat.«

»Er kann Ihnen nichts vorwerfen. Möchten Sie, dass ich ihn anrufe, Martha?«

»Nein, aber ich möchte, dass Sie unser Gespräch heute Abend mithören. Ich werde Ihnen zeigen, wie Sie das unauffällig tun können. Falls wir uns nicht wiedersehen, sollten Sie wissen, dass …«

»Was soll das heißen, ›falls wir uns nicht wiedersehen‹«?

»Lassen Sie mich ausreden, Ludmilla. Sie sollten wissen, dass … ich Sie geliebt habe wie mein eigenes Kind.«

Sie ist den Tränen nahe. Ich umarme sie, aber sie fasst sich schnell wieder und löst sich aus der Umarmung. Sie nimmt meine Hand, führt mich in das ehemalige Zimmer meiner Mutter im zweiten Stock und kniet sich links vom Bett hin. Sie schlägt den Orientteppich zurück und drückt mit dem Zeigefinger auf den äußersten Rand eines Dielenbretts. Es bewegt sich. Darunter kommt ein Loch von etwa zwei Zentimetern Durchmesser zum Vorschein. Ich blicke hindurch. Im Zimmer unter uns befindet sich der Sessel meines Vaters. Während sie das Brett und den Teppich wieder zurechtrückt, erklärt sie:

»Wegen der Feuchtigkeit knarzt das Parkett an dieser Stelle sehr stark. Dieses Zimmer ist seit Jahren nicht beheizt worden. Warten Sie, bis Ihr Vater den Raum verlassen hat, bevor Sie wieder hinausgehen.«

»Das ist ja genial!«

»Ich habe diese Stelle ganz zufällig bei der Hausarbeit entdeckt. Und selbstverständlich noch nie Gebrauch von ihr gemacht.«

»Birgt dieses Haus noch andere Geheimnisse?«

»Ja. Die Kommode in meinem Zimmer zum Beispiel ist etwas Besonderes. Aber lassen Sie uns gehen, Ludmilla. Es ist Zeit für Ihre Hausaufgaben.«

Ich gehe hinunter, hole meine Tasche und gehe in mein Zimmer. Hin und wieder unterbreche ich die Arbeit, weil ich an Martha denken muss. Ich verstehe nicht, warum mein Vater sie wegschicken sollte. Sie arbeitet seit fast zehn Jahren für ihn, und er hatte nie Anlass zur Beschwerde. Ich glaube – oder hoffe wenigstens –, dass sie sich grundlos Sorgen macht.

Martha trat in mein Leben, als ich sieben Jahre alt ge-

worden und meine Mutter gerade gestorben war. Ich erinnere mich an unsere erste Begegnung im Büro der Schuldirektorin. Mein Vater war wegen eines wiederholten Vergehens von meiner Seite in die Schule gebeten worden, doch an seiner Stelle kam Martha. Weil ihm in letzter Minute etwas dazwischenkam, schickte er stattdessen diese Unbekannte. Diesmal hatte ich mich weder übergeben noch war ich verletzt, ich hatte kaum Fieber und nicht einmal geweint. Dennoch hielt es die Lehrerin für angebracht, mich eine Weile auf Distanz zu den anderen zu halten. Ich wurde fortgeschickt, weil ich meine besten Freundinnen mit der Behauptung zum Weinen gebracht hatte, auch ihre Mütter würden bald sterben und das sei normal. Damit hatte ich nur in meinen Worten ausgedrückt, was mein Vater mir gesagt hatte. »Früher oder später erleben Kinder eben, dass ihre Eltern sterben. Das ist der Gang der Dinge. Du hast das nun schon zum Teil erfahren und kannst an deine Zukunft denken. Damit bist du den anderen voraus.« An diesem Tag hatte Martha nicht gelächelt. Ich war neben ihr hergelaufen, ohne ihr die Hand zu geben. Zu Hause bereitete sie mir fast wortlos eine kleine Mahlzeit zu. Und da ich auch keine Lust hatte, mit ihr zu reden, störte mich das nicht.

Am nächsten Tag ging ich nicht zur Schule. Martha passte auf mich auf und machte Mittagessen. Ich blieb den ganzen Tag in meinem Zimmer. Die Tür war nur angelehnt, Martha kam immer wieder vorbei und stellte sicher, dass ich keine Dummheiten machte. Nach einer seltsamen Unterredung mit meinem Vater nahm ich schon bald wieder am Unterricht teil. Er hatte mir erklärt, ich müsse lernen, den richtigen Anschein zu geben, nicht

stets zu sagen, was ich denke, und auf keinen Fall zu lügen. Er hatte mich auch vor den »anderen« gewarnt, vor allen, die nicht zu uns gehörten und uns deshalb beurteilten und verurteilen könnten. Nur wenige von ihnen seien freundlich.

»Ich für meinen Teil«, war er fortgefahren, »werde dich lieben, beschützen und dir immer die Wahrheit sagen, auch wenn sie manchmal schmerzt. Ich weiß, dass du stark genug bist, um das auszuhalten.«

In der Schule war bald wieder alles wie gehabt. Ich schockte meine Klassenkameraden weiterhin mit bizarren Aussagen, aber ich tat es außer Hörweite der Erwachsenen. Schwärzte mich einmal jemand an, stritt ich alles vehement ab. Meine Beziehung zu Martha wurde langsam immer enger – aber wir zeigten einander unsere gegenseitige Wertschätzung nur, wenn mein Vater nicht zu Hause war. Wie sie mir später erklärte, hatte sie sich anfangs mir gegenüber so kühl und distanziert verhalten, weil mein Vater es ihr befohlen hatte. Er wollte nicht, dass ich eine Beziehung zu einer anderen Frau außer meiner Mutter entwickelte.

»Sorgen Sie für ausgewogene Mahlzeiten und dafür, dass sie jeden Tag sauber und ordentlich gekleidet ist. Um die Gefühle kümmere ich mich.«

Meine Beziehung zu Martha war vielleicht umso inniger, weil sie geheim bleiben musste.

Wenn mein Vater samstags von seinen Geschäftsreisen zurückkam, pflegte er mein Kindermädchen stets allein zu befragen, wie sie mir später anvertraute. Er begann diese Unterhaltungen immer mit der gleichen Formulierung:

»Ist alles gut gegangen?«

»Ja«, antwortete Martha jedes Mal.

»Sind Sie sicher, dass sie keine Probleme im Unterricht oder mit den Schulkameraden hat? Haben Sie sie genau beobachtet? Weist irgendetwas in ihrem Verhalten auf ein Problem hin?«

»Nein.«

»Umso besser. Spricht sie inzwischen mit Ihnen?«

»Nur das Nötigste, was die Höflichkeit verlangt – wie immer«, log Martha.

»Perfekt«, befand mein Vater jedes Mal.

Dann verabschiedete sich Martha und ging in ihr Zimmer im Keller, wo sie ganz allein die Wochenenden verbrachte. Ich hatte lange Zeit keine Ahnung, dass sie in unserem Haus lebte! Sie wusste allzu gut, wie man sich unsichtbar macht. Ihre Mahlzeiten bereitete sie im Voraus zu und aß allein in ihrem Zimmer. Sie benutzte nur das Bad und die Toilette im Keller. Weil mein Vater keine Lust hatte zu kochen, nahm er mich in Restaurants mit, in denen man zwischen den einzelnen Gängen oft lange warten musste. In den Wartezeiten erzählte ich ihm von meiner Woche, wobei ich alles verschwieg, was ihm hätte missfallen können. So war ich immer schnell fertig mit meinem Bericht, und die Zeit verstrich nur langsam. Allerdings gefiel es mir immer sehr, wenn wir an einem seiner freien Tage mit dem Zeppelin über die großen, grauen Ebenen flogen, die unsere Stadt von den anderen trennte.

Eines Tages fragte ich meinen Vater, warum in diesen riesigen Gebieten nie jemand zu Fuß oder im Auto unterwegs war.

»Der Boden ist nicht stabil genug«, hatte er geantwor-

tet. Warum er dabei gelächelt hatte, verstand ich damals nicht. »Man könnte versinken.«

Ich mochte die Flüge auch, weil mein Vater mich immer in wärmende Decken einwickelte, sobald wir eine gewisse Höhe erreichten. Dann drückte er mich an sich. Wenn ich die Augen schloss, sah ich beinahe Mama vor mir.

In ihren letzten beiden Lebensjahren sah ich sie fast immer auf einem der Stühle oder dem Sofa sitzen oder, später, in ihrem Bett liegen. Meist las oder schlief sie. Manchmal kroch ich zu ihr unter die Decke und sah ihr stundenlang beim Schlafen oder Lesen zu. Wenn ich lange genug bettelte, las sie mir aus ihren Romanen vor, und obwohl ich nichts verstand, war ihre Stimme wie Musik, die mich umfing und verzauberte.

In ihren letzten Lebenstagen sah ich meiner Mutter die Schmerzen selbst dann an, wenn sie lächelte. Sie sprach fast gar nicht mehr, sondern strich mir bloß noch sanft über die Haare.

Am Tag, als sie starb, verkündete mein Vater:

»Das ist für uns alle eine Erleichterung. Sie leidet nicht mehr, und wir müssen ihr nicht mehr beim Leiden zusehen. Im Grunde ist es gut, dass sie gestorben ist. Siehst du das auch so?«

Weil ich nicht wusste, was ich sagen sollte, gab er mir noch einen Rat:

»Fühle dich nicht verpflichtet zu weinen. Der Tod ist eine natürliche und unvermeidliche Angelegenheit.«

Also wartete ich, bis ich nachts allein in meinem Zimmer war. Ich hatte gedacht, dort könne ich ungestört weinen, doch es kam keine einzige Träne. Auch in den nächsten Wochen blieb das so. Stattdessen bekam ich ste-

chende Bauchschmerzen und verbrachte unendlich viel Zeit auf der Toilette, um mein Leiden vor meinem Vater und meinem Kindermädchen zu verbergen.

Dank Martha ging es mir irgendwann besser. Zum ersten Mal weinte ich auf dem Heimweg. Martha hatte meine Hand genommen, um mit mir über die Straße zu gehen, und ich hatte mich zu meiner eigenen Verwunderung zum ersten Mal nicht dagegen gewehrt. Selbst als wir auf der anderen Seite angekommen waren, ließ ich nicht los. Nachdem ich ein paar Minuten ihre Hand gehalten hatte, begannen die Tränen zu fließen. Martha sah mich nicht an, aber sie bemerkte natürlich mein Schluchzen. Ich glaube, sie respektierte meinen Schmerz und wollte, dass er zum Ausdruck kam. In diesem Moment hatte ich den Eindruck, dass sie nicht versuchen würde, Mamas Platz einzunehmen.

Lucen

Ich verabschiede mich von Firmie, weil ich meinem Vater helfen muss. Er ist Restaurateur und hat mir seinen Beruf von Kindesbeinen an beigebracht. Wenn er stirbt, werde ich seinen Platz einnehmen. Der Beruf des Restaurateurs ist kompliziert und verlangt viel handwerkliches Geschick und Fantasie. Als Kind dachte ich lange, mein Vater sei ein Zauberer. In seinen Händen erwachen die Gegenstände zum Leben und es scheint, als habe er für alles eine Lösung. In seiner Werkstatt im ersten Stock bewahrt er